

Disability Studies und die Un-/Sichtbarkeit von Behinderung

Renggli, Cornelia

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Renggli, C. (2005). Disability Studies und die Un-/Sichtbarkeit von Behinderung. *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 29(1), 79-94. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-18838>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Disability Studies und die Un-/Sichtbarkeit von Behinderung

»In my view, the fundamental goal of this emerging field is to reimagine disability« (Garland-Thomson, 1999).

»Mitten im Leben«

Dieses Bild¹ – ein Beitrag zum von mehreren Institutionen der Behindertenhilfe im Saarland ausgeschriebenem Plakatwettbewerb »Mitten im Leben« – ist mir ein Rätsel: Ich sehe das Porträt eines niedlichen Kleinkindes – ich weiß nicht, ob es ein Mädchen oder ein Junge ist – mit längeren, verzausten Haaren, dunklen Kulleraugen und nacktem Oberkörper, wie es in einer kindlichen Geste seine Patschhändchen vor seinen lachenden Mund hält. An der Stirn des Kindes befindet sich ein rechteckiges Feld in der Form einer Sprechblase mit dem Text »63 % behindert«. Ein weiteres, wesentlich größeres Textfeld mit dem Inhalt »100 % mensch« führt über die Brust des Kindes. Darunter gibt eine schmale Zeile darüber Auskunft, dass es sich um eine »kampagne zur integration von menschen mit behinderung powered by LAGH LandesArbeitsGemeinschaft Hilfe für Behinderte Saarland, KISS Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe im Saarland, AOK – Die Gesundheitskasse, Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung, 2003 das Europäische Jahr der Menschen mit Behinderungen, EU und Landeshauptstadt Saarbrücken« handle.

Eine genaue Begründung, weshalb mich das Bild so sehr irritiert, habe ich noch nicht gefunden – immerhin lassen sich einige Möglichkeiten ausschließen: Es ist nicht der Fall, dass das Bild irgendwelche Erinnerungen an meine Kindheit aufblitzen ließe, dass es ein Gefühl des Mitleids hervorrufen würde, weil ein so süßes Kind behindert und damit sein ganzes Leben



63% behindert

100% mensch

eine kampagne zur integration von menschen mit behinderung powered by



beeinträchtigt sei, dass ich in der Folge Angst hätte, mein Kind könnte zu 63 Prozent behindert sein. Worin liegt somit das Geheimnis des Bildes? Vielleicht in den Widersprüchen, die ich darin gesehen habe?

Das Bild

Auf diese Widersprüche möchte ich im Folgenden näher eingehen. Das Bild erhält deshalb so viel Gewicht in meinen Ausführungen, da ich es als Ort konstruierter Sichtbarkeit betrachte. Das heißt, dass in und mit dem Bild bestimmte Dinge sichtbar gemacht werden, während andere unsichtbar bleiben.

Zum Thema Behinderung gibt es beispielsweise manche Aspekte, die im Vergleich zu anderen überrepräsentiert sind und deshalb stereotyp wirken (etwa eine geschützte Werkstätte beziehungsweise eine Treppe als Hindernis für einen Rollstuhl), andere hingegen werden kaum oder überhaupt nicht dargestellt (alleine schon das Thema Partnerschaft, geschweige denn das der Sexualität von Menschen mit Behinderung). Mein Verständnis von Un-/Sichtbarkeit ist dabei vom interdisziplinären Ansatz der Visuellen Kultur und vor allem von den Überlegungen Michel Foucaults geprägt. So kann Sichtbarkeit auch als visueller Diskurs, das heißt als Repräsentation von Wissen zu einem bestimmten Thema zu einer bestimmten Zeit verstanden werden. Das weist darauf hin, dass mit Sichtbarkeit nicht bloß ein visuell wahrnehmbares Zutreten gemeint ist, sondern sie wird vielmehr in einem politischen, historischen und kulturellen Sinn bestimmt (vgl. Holert, 2000, S. 19): »Wer was oder wen sieht und wo, das sind integrale Merkmale des visuellen Denkens einer Periode« (Rajchman, 2000, S. 43). Indem ich frage, was von wem wie sichtbar gemacht wird beziehungsweise was unsichtbar bleibt, geht es mir darum, die Felder des Sichtbaren und Unsichtbaren sowie ihr Verhältnis zueinander zu ermitteln (vgl. Foucault, 2002, S. 206), um auf diese Weise zu schauen, wie Bilder zur Festlegung von Differenzen dienen können. Das Ziel der Bildanalyse besteht darin, ausgehend von den dabei gewonnenen Erkenntnissen den transdisziplinären Forschungsansatz der Disability Studies kritisch zu betrachten.

Das Kind

Die im Bild entdeckten Widersprüche ergeben sich durch das Aufeinandertreffen folgender Elemente: Kinderporträt sowie Textfelder betreffend Behinderung, Mensch und Integrationskampagne mit Institutionenlogos. Am unmittelbarsten wirkt das Kinderporträt, das sich ebenso gut bei einer Werbekampagne für ein nicht in den Augen brennendes Shampoo, für große Bewegungsfreiheit lassende Windeln, bunte Kleider, gut schmeckende Nahrungsmittel oder für ein anderes Produkt, das offensichtlich Freude macht, wie auch bei einer Spendenkampagne einer sich Kindern annehmenden Organisation finden ließe. Das Bild des Kindes rückt sehr nahe – so nahe, dass nur ein Teil des Kopfes und Oberkörpers zu sehen ist. Durch den Bildaufbau blicke ich dem Kind nicht gerade in die Augen, denn es wurde leicht erhöht. Diese Erhöhung bewirkt eine Umkehrung der Perspektive einer erwachsenen Person auf ein Kind. Mit dem Porträt des Kleinkindes, das am Beginn des Lebens steht und beginnt die Welt zu erkunden, werden Themen wie Alter, in dem Behinderung für alle Menschen relevant wird, oder gar Tod ausgeblendet. Die Abbildung mag an Darstellungen pausbäckiger, nackter Engel erinnern. Die Nacktheit des Kindes kann auf dessen Schutzbedürftigkeit hinweisen oder aber es so zeigen, wie es von Gott geschaffen wurde, das heißt in seiner ganzen Natürlichkeit.

»63 % behindert«

Das Kind weist keine sichtbare Behinderung auf. Erst der Text »63 % behindert« schreibt eine Behinderung zu, die durch einen Pfeil genau an der Stirn lokalisiert und damit als so genannte geistige Behinderung definiert wird. Durch diese Zuweisung wird Behinderung kulturell konstruiert. Auch wenn die Form des Textfeldes – eine Sprechblase – andeutet, dass die Aussage oder der Gedanke »63 % behindert« vom Kind selbst stammen könnte, macht der Inhalt – eine prozentuale Angabe von Behinderung – deutlich, dass dies nicht der Fall ist und sich somit nebst Kind im Bild und mir als Bildbetrachterin noch mindestens eine dritte Position vertreten findet (vgl. unten die Ausführungen zu den Logos). Diese Position entstammt

nicht einem Alltagsdiskurs, in dem ein Mensch als behindert oder nicht behindert (und damit als normal) gilt. Die Aussage steht vielmehr in einem beispielsweise für Sozialversicherungen bedeutenden Kontext, in dem Behinderung gemessen, anschließend aufs Prozent genau angegeben und gerade durch diese statistische Angabe legitimiert wird. Grundlage dazu bieten Klassifikationen, die auf bestimmten Normen und Werten beruhen. Bezogen auf das Bild stellen sich folgende Fragen: Welches ist die Bezugsgröße für die 63 Prozent: ein aus Ideal- oder Durchschnittswerten einer Bevölkerung zusammengesetzter Mensch, dem niemand entsprechen kann, sodass es eigentlich nur Menschen mit mehr oder weniger Behinderung gibt? Oder wird die Grenze zwischen Behinderung und Nicht-Behinderung weniger aufgelöst als in den Menschen verlegt? Denn wie verhält es sich mit den übrigen 37 Prozent, zu denen das Kind nicht behindert zu sein scheint? Werden diese nicht explizit erwähnt, da sie durch das Kinderporträt vertreten sind, so dass sich die Rechnung ›37 % (normales) Kind + 63 % behindert = 100 % Mensch‹ aufstellen lässt?

»100 % mensch«

Vermutlich wird eher eine Interpretation des Bildes bevorzugt, wonach das Kind trotz seiner Behinderung zu 100 Prozent ein Mensch sei. Damit verbinden sich einerseits Assoziationen wie Ganzheit, Unversehrtheit, Vollkommenheit (die oft in einem religiösen Kontext steht) und Perfektion, die alle einen Gegensatz zu einer einen Menschen anscheinend unvollständig (63 %), imperfekt machenden Behinderung bilden. Andererseits verbinden sich mit den »100 % mensch« Vorstellungen von Echtheit, Natürlichkeit und Menschlichkeit und damit die Frage, was einen Menschen (zuweilen in Abgrenzung zum Tier) überhaupt ausmacht. Und es schließt sich eine weitere Frage an: Was würden die Aussagen ›50 % Mensch‹ oder ›0 % Mensch‹ bedeuten? An diesem Punkt öffnet sich eine breite Palette an zu erarbeitenden Kontexten, die hier nur in Stichworten erwähnt werden: Eugenik (zum Beispiel die Zwangssterilisation von Menschen mit Behinderung, das »Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses« von 1933); Euthanasie (zum Beispiel die »Vernichtung lebensunwerten Lebens« im

Rahmen der Euthanasie von Kindern mit Behinderung sowie der »Aktion T4« zur Tötung von Menschen mit Behinderung während des Zweiten Weltkriegs – vergleiche dazu die Ausstellung der Gedenkstätte Steinhof in Wien, in der Porträts getöteter Kinder gezeigt werden); Peter Singers präferenz-utilitaristische Ethik; Abtreibungsdebatten, in denen oft mit Bildern argumentiert wird; die Fragen um die Lebensqualität von Menschen mit Behinderung; die Verknüpfung von Behinderung mit Leiden; Fragen der Humangenetik und Pränataldiagnostik usw.

Als weitere Debatte ließe sich schließlich diejenige um die so genannte Scheininvalidität anfügen: Im vergangenen Jahr initiierte in der Schweiz eine Rechtspartei im Frühsommer und damit vor den Parlamentswahlen eine Diskussion, wonach ›Scheininvaliden‹ – damit waren vor allem Menschen aus dem Ausland gemeint, die in der Schweiz eine Rente der so genannten Invalidenversicherung erhalten – die Sozialwerke missbrauchen würden.

Diese Diskussion wurde darauf in der Politik und sehr stark in den Medien ausgetragen und vor der Adventszeit von der größten Organisation der Behindertenfachhilfe in der Schweiz aufgegriffen. Diese Organisation wählte dazu ein Bild ihrer damaligen Werbekampagne mit dem Slogan »wir lassen uns nicht behindern«: Vor einem weißen Hintergrund steht ein weiß gekleideter Mann, der seinen bis auf eine Windel nackten Sohn in den Armen hält. Über der Brust dieses Jungen, der nach den Erfordernissen der Behindertenorganisation eine deutlich sichtbare Behinderung aufweist, befindet sich ein einem Stempelabdruck gleichendes Feld mit dem Text »Scheininvalid?«. Im Unterschied zur Werbekampagne wurde in der rechten oberen Ecke als weiterer Text angefügt: »Nicht auf dem Buckel behinderter Menschen sparen!« – dies ist im Zusammenhang mit einer anderen Diskussion, nämlich der Kürzung von Bundesgeldern, zu sehen. Möglicherweise als Folge davon befindet sich unten am Plakat ebenfalls neu eine klein gedruckte Textzeile, die auf die Möglichkeit hinweist, die Organisation durch eine Überweisung auf das erwähnte Konto zu unterstützen (zuvor wurde auf diesen Hinweis verzichtet, da es sich um eine Image-, nicht um eine Spendenkampagne handelte). Nach dieser Visualisierung zur ›Scheininvalidität‹ wurde dieser Begriff zum Unwort des Jah-

res 2003 gekürt. Die ganze Debatte hat nicht nur den längst passé geglaubten Begriff der ›Invaliden‹ wieder hervorgebracht, sondern auch eine gewisse Behindertenfeindlichkeit salonfähig und restriktivere Maßnahmen sowohl gegen so genannte Scheininvaliden als auch gegen die ebenfalls erwähnten ›echten Invaliden‹ politisch möglich gemacht. Eine eingehende Analyse des hier vorgestellten Bildes hat solche Ausbildungen ebenso zu berücksichtigen wie weitere Kontexte.

Integration

Dazu gehört, das letzte Bildelement noch etwas genauer zu betrachten – es gibt Auskunft darüber, dass das Plakat Teil einer von den mit ihren Logos aufgeführten Institutionen realisierten Kampagne zur Integration von Menschen mit Behinderung bildet. Integration kann je nach Feld (etwa Politik oder Sonderpädagogik) und vertretener Meinung unterschiedlich interpretiert werden – beispielsweise als Eingliederung einer Minderheit in die Mehrheitsgesellschaft. Mit ihr sind jedoch andere Vorstellungen verknüpft als mit der Gleichstellung, der es um eine umfassende Gleichberechtigung einer zuvor benachteiligten Gruppe geht. In ihrer Wettbewerbsausschreibung hatten sich die durchführenden Institutionen gegen ausgrenzende Fürsorge, abwertendes Mitleid und wohlmeinende Bevormundung, stattdessen für das Recht auf selbstbestimmtes Leben, uneingeschränkte Teilhabe am gesellschaftlichen Leben und Gleichstellung ausgesprochen. Ist nun das Plakat mit dem Kind ein Bild zur Gleichstellung oder zur Integration? Nach den obigen Ausführungen dürfte das Bild – das (wohl nicht zuletzt aufgrund des Kinderporträts) den Publikumspreis im Wettbewerb der Plakatsmotive gewonnen hat und mit elf weiteren Bildern zu einem für 12,50 Euro erwerbbaaren Kalender für das Jahr 2004 zusammengestellt wurde – wohl eher einen Bezug zur Integration aufweisen, liegt doch nun die Sehweise nahe, dass es ein Kind mit Behinderung zu integrieren gelte, da es zu 100 Prozent ein Mensch sei. Diese Aussage stammt gemäß Bild von den darauf mit ihren Logos abgebildeten Institutionen. Diese nehmen somit die oben erwähnte dritte Position ein und autorisieren den um das Bild geführten Diskurs.

Un-/Sichtbarkeit von Behinderung

Einiges, was bisher geschrieben wurde, mag von den verschiedenen Produzentinnen und Produzenten des Bildes nicht so intendiert gewesen sein. Es liegt beispielsweise die Vermutung nahe, dass das Kinderporträt relativ pragmatisch ausgewählt wurde, finden sich doch von derselben Agentur benutzte Bildmotive anderer Plakate dieser Kampagne unter anderem auch auf den Internetseiten einer Übersetzungsfirma. In diesem Text geht es jedoch – wie eingangs erwähnt – darum zu schauen, was gerade durch dieses eine Plakat mit seiner spezifischen Auswahl und Kombination von Bild- und Textelementen sichtbar wird beziehungsweise unsichtbar bleibt. Am offensichtlichsten scheint zu sein, dass das Plakat nicht auf einer bildlichen Sichtbarkeit von Behinderung aufbaut. Dies hat interessante Folgen: Indem nicht etwa ein Kind mit Down-Syndrom abgebildet wurde, sondern eines, bei dem Behinderung durch einen Text sichtbar gemacht wird – da dieses Kind wohl auf den ersten Blick als normal betrachtet würde –, dient das Porträt nicht nur als Beleg für den Text »100 % mensch«, sondern das Bild irritiert auch die Vorstellungen von klar zuzuordnenden Kategorien von Behinderung und Normalität weit mehr, als es wohl zu tun beabsichtigte. Zu dieser Vorstellung, dass Behinderung und Normalität nicht klar abgrenzbare Phänomene, sondern ein Kontinuum bilden, könnten auch graduelle Angaben von Behinderung beziehungsweise Normalität beitragen, wenn sie nicht einen statistisch genau ermittelten Wert aufweisen würden. Als Folge davon werde ich als Betrachterin des Bildes in einen Mechanismus involviert, indem sich nicht nur für das Kind im Bild, sondern auch für mich die Frage nach der Zuordnung zu Behinderung und Normalität und damit nach der Identität stellt.

Durch die Bildanalyse hat sich gezeigt, was am Anfang eher als Vermutung formuliert wurde: Das Bild steckt voller Widersprüche. Es werden Perspektiven umgekehrt, es zeigen sich Gegensätze zwischen Natur und Kultur, Behinderung und durch das Porträt sichtbar gemachter Normalität, in der Folge zwischen Menschen mit und ohne Behinderung und es treten Widersprüche hinsichtlich der politischen Komponente auf. Solche Widersprüche können – gerade bei einem Plakat – dazu dienen, auf etwas auf-

merksam zu machen. Hier bilden sie den Ausgangspunkt dafür, in den folgenden Erörterungen die Disability Studies kritisch zu hinterfragen, um auf diese Weise das Potenzial dieses Ansatzes sichtbar zu machen.

Disability Studies

Perspektivenwechsel: Vom individuellen zum sozialen Modell

Diese Disability Studies sind mit ihren knapp dreißig Jahren sehr jung, im deutschsprachigen Raum sogar noch wesentlich jünger, doch beziehen sich diese Ausführungen – wo nicht anders erwähnt – auf die internationalen Entwicklungen (für einen historischen Überblick vgl. Renggli, 2004). Ihre Grundlage stellt der Perspektivenwechsel (zuweilen wird er gar als Paradigmenwechsel angeschaut) von einem individuellen Modell von Behinderung zu einem sozialen Modell dar (für eine kritische Diskussion vgl. Thomas, 2004), das ausgehend von den Behindertenbewegungen und aufbauend auf sozialpolitischen Studien zeitgleich in Großbritannien und den USA entwickelt worden war (vgl. Waldschmidt in diesem Band). Nach dem individuellen Modell handelt es sich bei Behinderung um ein (medizinisch definierbares) Defizit und damit eine tragische Abweichung eines Individuums. Dieses Modell – es wird oft auch medizinisches Modell genannt, doch diese Bezeichnung berücksichtigt zu wenig, dass die Medizin zwar ein wichtiges, aber nicht das einzige Feld dieses Modells ist – beruht auf Konzepten von Normalität und Anormalität und beeinflusst die Art und Weise, wie mit Menschen mit Behinderung umgegangen wird.

Das soziale Modell schaut hingegen Behinderung aus einer anderen Perspektive an: Es wird davon ausgegangen, dass sie – ähnlich wie Klasse, Rasse, Ethnizität, Geschlecht oder Sexualität – ein soziokulturelles Phänomen ist, das auf denselben Normen beruht wie die Normalität. Diese Auffassung kann dazu beitragen, Behinderung auf verschiedene Weisen zu interpretieren, zum Beispiel als soziale Identität, politische Position oder als ein Repräsentationssystem. Es soll nicht verneint werden, dass es Unterschiede gibt, aber die Art und Bedeutung dieser Unterschiede hängt davon ab, wie diese angeschaut und interpretiert werden. Das soziale

Modell begegnete zum Teil großen Schwierigkeiten – die Diskussionen wurden zeitweise sehr heftig ausgetragen –, doch es konnte auch Erfolge verbuchen. Jetzt befindet es sich und mit ihm die Disability Studies in einer Phase der Konsolidierung, wo es darum geht, das anfänglich für die Erreichung der politischen Ziele einfach konzipierte Modell zu vertiefen. Dabei kann auf die in den vergangenen Jahren geäußerte Kritik zurückgegriffen werden. Einer dieser Kritikpunkte ist die Trennung von *impairment* (Schädigung) und *disability* (Behinderung).

Natur – Kultur: impairment – disability

Vor allem in Großbritannien beinhaltet das soziale Modell eine Unterscheidung zwischen einer nach wie vor biologisch verstandenen Schädigung eines Individuums und einer sozial hergestellten Behinderung (vgl. zum Beispiel Priestley, 2002). Dieses soziale Modell von Behinderung weist somit eine ähnliche Struktur auf wie eine Definition von Geschlecht, in der zwischen *sex* und *gender* unterschieden wird. Mit beiden Auffassungen sind ähnliche Schwierigkeiten verbunden. Im Zusammenhang mit Behinderung wird hauptsächlich Kritik an der Konzeption der Schädigung geübt: »Impairment, in the social model, is usually conceived in naturalistic and essentialist terms as a pre-social given« (Hughes, 1999, S. 156). Hughes spricht sich für eine Soziologie der Schädigung aus, wofür allerdings die Disability Studies einen »turn to culture« (ebd., S. 159) vollziehen und ihre Kritik am Kapitalismus mit derjenigen an der Moderne verbinden müssten,

»by engaging more fully with contemporary ideas about culture and embodiment, and by adopting a more flexible attitude to anti-cartesian theoretical traditions like phenomenology and post-structuralism« (ebd., S. 160).

In diesem Votum wird ein weiterer Kritikpunkt aufgegriffen: die Unsichtbarkeit des Körpers als Folge der untergeordneten Rolle, die der Schädigung im sozialen Modell zugesprochen wird. Das soziale Modell hatte zwar die bisher unsichtbare Behinderung im Sinne einer Benachteiligung sichtbar gemacht, ließ aber gleichzeitig mit dem Ausblenden der individu-

ellen Schädigung den bisher sichtbaren Körper unsichtbar werden. Snyder und Mitchell weisen darauf hin, dass die Disability Studies aus strategischen Gründen die Erfahrung der Verkörperung von Behinderung nicht berücksichtigt haben, um damit die Verknüpfung mit der Medizin zu lösen (vgl. Snyder & Mitchell, 2004, S. 368). Erst als ihre Kritik an den medizinischen Institutionen erfolgreich war, konnte die neue Konzeption von Behinderung auf weitere Felder ausgedehnt werden. In jüngster Zeit haben sich die Disability Studies wieder vermehrt dem Körper gewidmet (vgl. Bruner in diesem Band), wobei sie beispielsweise in der Kunst eine Sprache fanden, um eine Phänomenologie des Körpers zu entwickeln.

Behinderung – Normalität: Identität

Während in Großbritannien eine Diskussion zum Gegensatz zwischen *impairment* und *disability* stattfindet, beschäftigen sich die Disability Studies in den USA und jüngst im deutschsprachigen Raum mehr mit dem Verhältnis zwischen Behinderung und Normalität. Wie bei den Ausführungen zum Bild gezeigt, ist damit das Thema Identität verknüpft, sodass sich nun die Gretchenfrage stellt: Wie halten es die Disability Studies mit der Identität? Wird diese als ihr zentrales Anliegen betrachtet, sind damit Chancen (sie bildet einen Ausgangspunkt für Emanzipationsbestrebungen und bietet die Möglichkeit, neue Potenziale zu erschließen), aber auch Fallstricke verbunden (vgl. Tervooren, 2003, S. 416). Mollow weist auf die verschiedenen Gefahren eines auf Identität zentrierten Verständnisses von Behinderung hin, wobei sie mit der Abwertung von Krankheit beginnt und anfügt: »The use of identity politics within the field of disability studies also sometimes has the effect of discouraging class analysis, reifying identity categories that might better be contested, creating hierarchies of disability, and fostering antagonism with other minority groups« (Mollow, 2004, S. 291f.). Dies darf nicht bedeuten, den Aspekt der Identität aus den Disability Studies auszuschließen, doch gilt es den ihr zugesprochenen Status zu hinterfragen: Sie soll nicht Prämisse, sondern vielmehr Erkenntnisgegenstand des Forschungsprozesses sein.

Aufgrund der Analyse von Mollow, die sich allein auf die US-amerikanischen Disability Studies bezog, zeigt sich des Weiteren, wie wertvoll eine

gegenseitige Rezeption der britischen und US-amerikanischen Tradition wäre. In diesem Sinn spricht sich Priestley (2002) – auch im Zusammenhang mit der Globalisierung – für eine Internationalisierung der Disability Studies aus. Doch neben einer Verstärkung der internationalen Zusammenarbeit besteht auch die Notwendigkeit, dem interdisziplinären Austausch mehr Bedeutung zu geben. So stellt Garland-Thomson fest: »Indeed, I must wearily conclude that much of current disability studies does a great deal of wheel reinventing [...] feminist theory can offer profound insights, methods, and perspectives that would deepen disability studies« (Garland-Thomson, 2002, S. 1). Die Disability Studies können dabei nicht nur von Erkenntnissen der Frauen- und Geschlechterstudien, sondern auch der Körperforschung sowie von Untersuchungen zu Klasse, Rasse, Ethnizität und Sexualität profitieren. Ein Einbeziehen dieser Kategorien kann dazu verhelfen, das Verständnis von Identität zu erweitern. Im Rahmen dieser Erweiterung wäre es auch von Vorteil, zu einer prozesshafteren Vorstellung von Identität zu gelangen.

Menschen mit und ohne Behinderung: Behinderung betrifft alle Menschen

Eine solche prozesshafte Vorstellung von Identität hätte beispielsweise zu berücksichtigen, dass Menschen, denen – in Fremd- und/oder Selbstdefinition – eine Behinderung zugeschrieben wurde und die wiederum anderen Menschen eine Behinderung zuschreiben, gleichzeitig Menschen mit und ohne Behinderung sein können. Das heißt, dass Menschen mit Behinderung ebenso wie Menschen ohne Behinderung an der Zuweisung von Behinderung beteiligt sein können, allerdings die Folgen dieser Zuschreibung weitgehend alleine tragen. Die Disability Studies haben dies zu berücksichtigen, allerdings sich auch die Frage zu stellen, inwiefern beziehungsweise wo eine Unterscheidung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung Sinn macht, zumal alle Menschen am zu Stande kommen von Behinderung beteiligt und damit davon betroffen sind.

Diese Frage haben sich die Disability Studies insbesondere auch selbst hinsichtlich ihrer Konzeption zu stellen: Inwiefern macht es Sinn, dass Behinderung ausschließlich von Menschen mit Behinderung erforscht wird?

Bruner und Dannenbeck (2002) haben sich deutlich dagegen ausgesprochen, die Disability Studies ausschließlich als »Forschung von Behinderten« zu verstehen und Weisser weist ebenfalls auf die Notwendigkeit hin, »dass auch Nichtbehinderte danach forschen, wie sie selbst in der Konstruktion von Behinderung hervorgebracht werden. Es gibt keine theoretischen Barrieren, nur soziologische: Menschen mit einer Behinderung müssen in der Forschung über sie eine entscheidende Rolle spielen« (Weisser, 2004, S. 28).

Eine solche Ausrichtung verhilft den Disability Studies dazu, dass sie breiter diskutiert werden können und ihnen damit mehr Gewicht zukommt. Doch nicht nur die sich mit den Disability Studies beschäftigenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler sollen Menschen mit und ohne Behinderung sein, sondern auch das durch diese Studien angesprochene Publikum.

Politische Komponente: Transdisziplinarität

Das verweist auf die politische Komponente der Disability Studies, die diese durch ihre Begründung in den Behindertenbewegungen stets beinhalten. Priestley weist darauf hin, wie wichtig diese Komponente ist:

»This commitment to open debate, partnership and accountability is an important feature of disability studies, and underlines the challenge to traditional power relationships in the academy. If disability studies is to maintain its anti-discriminatory traditions then disability research must be accessible to a wide audience and open to public scrutiny« (Priestley, 2002, S. 98).

Die britischen Disability Studies haben diesbezüglich die Methodologie der *emancipatory disability research* entwickelt. Dabei handelt es sich um praxisorientierte Forschung, die klar Stellung zugunsten von Menschen mit Behinderung nimmt, das Empowerment dieser Menschen erleichtern soll und auf traditionelle Hierarchien zwischen Forschenden und Beforschten verzichten möchte. Die Kritik an dieser Methodologie richtet sich zur Hauptsache gegen die Rolle der Forschenden, welche nicht nur eine Mei-

nung vertreten sollten. Shakespeare weist auf die »Notwendigkeit pluralistischer Vorgehensweisen« (Shakespeare, 2003, S. 431) hin, damit in den Disability Studies sowohl die Forschung als auch die Theorienbildung voranschreitet (vgl. ebd., S. 431f.). Hughes plädiert in diesem Zusammenhang für »eine Strategie epistemologischen Pragmatismus« (Hughes, 1999, S. 156) und Garland-Thomson spricht sich für eine Methode der intellektuellen Toleranz aus, wobei es ihr darum geht, das, was inkohärent erscheint – interne Konflikte und Widersprüche –, zu tolerieren (vgl. Garland-Thomson, 2002, S. 28). Wie auch immer die Vorgehensweise genannt wird, so ist doch wichtig, dass sie Vielfalt und Transdisziplinarität zulässt. Vielfalt bezieht sich dabei auf verschiedenste Ebenen: auf eine thematische, methodologische, theoretische, disziplinäre und eine gesellschaftliche. Der stärkere Einbezug der Gesellschaft erfüllt die Forderung nach Transdisziplinarität, wobei es die Art und Weise, wie dies geschehen soll, noch genauer zu definieren gilt.

Neue Bilder von Behinderung

Neben diesem und anderen Definitionsvorhaben steht in den Disability Studies einiges an Arbeit an: Es bedarf einer Verdichtung des theoretischen Fundaments, einer umfassenden methodologischen Auseinandersetzung und weiterer Studien zu verschiedensten Themen. Bei all diesen Arbeiten ist es notwendig, dass die festgestellten Dichotomien nicht fortgeschrieben und so zementiert, sondern überwunden werden. Dadurch wird es möglich, das in den Disability Studies steckende Potenzial – eine Grundlage für die Erforschung von Gesellschaft aus der Perspektive von Behinderung zu bieten – auszuschöpfen. Der Einbezug von Un-/Sichtbarkeiten kann – wie hier gezeigt werden sollte – hilfreich sein. Dies dient nicht nur als Instrument der Analyse, um gesellschaftliche oder disziplinäre Ein- und Ausschlussprozesse zu zeigen, sondern auch dazu, neue Möglichkeiten zu erschließen, d. h. neue Bilder zu finden, um sich Behinderung immer wieder anders vorzustellen. Gerade das bietet eine Grundlage dafür, die Felder des Sichtbaren und des Unsichtbaren sowie ihr Verhältnis zueinander neu zu definieren.

► Anmerkungen

- 1 Petra Ott, Leiterin der Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe im Saarland, danke ich für die Erlaubnis, dieses Bild des Wettbewerbs zu verwenden, sowie für weitere Informationen dazu. Ebenfalls danke ich allen, die mich auf der Suche nach dem Geheimnis dieses Bildes miträtselnd begleitet haben.

► Literatur

Bruner, Claudia Franziska & Dannenbeck, Clemens (2002). Disability Studies in Deutschland. Zur Formierung eines Diskurses. *Diskurs* 12, 2, S. 69–73.

Foucault, Michel (2002). *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks.* Frankfurt am Main: Fischer.

Garland-Thomson, Rosemarie (1999). The New Disability Studies. Inclusion or Tolerance? *Association of Departments of Foreign Languages ADFL Bulletin* 31, 1, pp. 49–53.

Garland-Thomson, Rosemarie (2002). Integrating Disability, Transforming Feminist Theory. *National Women's Studies Association Journal* 14, 3, S. 1–32.

Holert, Tom (2000). *Bildfähigkeiten.* Visuelle Kultur, Repräsentationskritik und Politik der Sichtbarkeit. In: Tom Holert (Hrsg.), *Imagineering. Visuelle Kultur und Politik der Sichtbarkeit.* Köln: Oktagon, S. 14–33.

Hughes, Bill (1999). The Constitution of Impairment. Modernity and the Aesthetic of Oppression. *Disability & Society* 14, 2, pp. 155–172.

Mollow, Anna (2004). Identity Politics and Disability Studies. A Critique of Recent Theory. *Michigan Quarterly Review* 43, pp. 269–296.

Priestley, Mark (2002). The Development of Disability Studies in England. Lessons from Leeds. *Handicap. Revue de sciences humaines et sociales* 96, pp. 89–101.

Rajchman, John (2000). Foucaults Kunst des Sehens. In: Tom Holert (Hrsg.), *Imagineering. Visuelle Kultur und Politik der Sichtbarkeit.* Köln: Oktagon, S. 40–63.

Renggli, Cornelia (2004). Disability Studies – ein historischer Überblick. In: Jan Weisser & Cornelia Renggli (Hrsg.), *Disability Studies. Ein Lesebuch.* Luzern: Edition SZH, S. 15–26.

Shakespeare, Tom (2003). Betrachtungen zu den britischen Disability Studies. In: Petra Lutz, Thomas Macho, Gisela Staupe & Heike Zirten (Hrsg.), *Der [im-]perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung.* Köln: Böhlau, S. 427–433.

Snyder, Sharon L. & Mitchell, David T. (2004). Die Aufmerksamkeit wieder auf den Körper richten: Disability Studies und der Widerstand gegenüber Verkörper-

rung. In: Jan Weisser & Cornelia Renggli (Hrsg.), *Disability Studies. Ein Lesebuch*. Luzern: Edition SZH, S. 77–105.

Tervooren, Anja (2003). Disability Studies – Einleitung. In: Petra Lutz, Thomas Macho, Gisela Staube & Heike Zirten (Hrsg.), *Der [im-]perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*. Köln: Böhlau, S. 416–417.

Thomas, Carol (2004). Theorien der Behinderung. Schlüsselkonzepte, Themen und Personen. In: Jan Weisser & Cornelia Renggli (Hrsg.), *Disability Studies. Ein Lesebuch*. Luzern: Edition SZH, S. 31–56.

Weisser, Jan (2004). Disability Studies und die Sonderpädagogik. In: Jan Weisser & Cornelia Renggli (Hrsg.), *Disability Studies. Ein Lesebuch*. Luzern: Edition SZH, S. 27–30.

► Bildnachweis

LAG H LandesArbeitsGemeinschaft Hilfe für Behinderte Saarland e.V., KISS Kontakt- und Informationsstelle für Selbsthilfe im Saarland, AOK – Die Gesundheitskasse im Saarland: Plakatwettbewerb »Mitten im Leben«, Beitrag der Werbeagentur 7°Ost, Saarbrücken. <http://ni.sol.de/tools/kiss/show.phtml?mID= 55> (Stand: 15.7.2004).